

Karl Plepelits

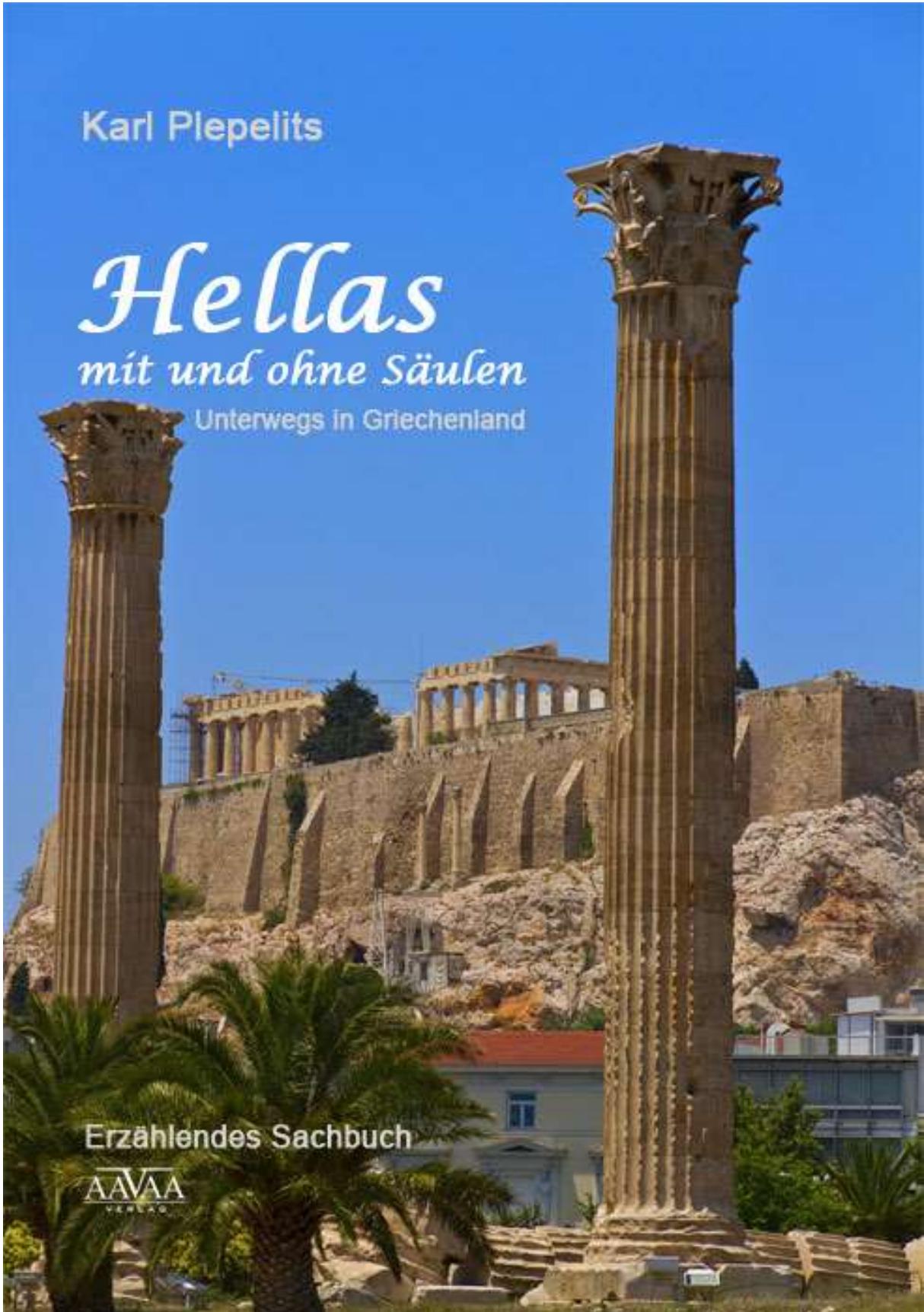
Hellas

mit und ohne Säulen

Unterwegs in Griechenland

Erzählendes Sachbuch

AAVAA
VERLAG



Karl Plepelits

Hellas mit und ohne Säulen

Unterwegs in Griechenland

Erzählendes Sachbuch

LESEPROBE

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia: acropolis view from Temple of Olympian Zeus in Athens

Greece Datei: 33944688 Urheber: anastasios71

Autorenbild (Foto: Helmut Reisinger, Kapfenberg

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2466-3

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2467-0

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2468-7

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2469-4

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Kapitelübersicht

- 1** 1985: Eulen nach Athen
- 2** 1990: Festland
- 3** 1999: Korfu
- 4** 2001: Korfu, Ionische Inseln
- 5** 2002: Kykladen West
- 6** 2003: Kykladen Ost
- 7** 2004: Argosaronikos
- 8** 2005: Nördliche Dodekanes
- 9** 2006: Südliche Dodekanes
- 10** 2007: Kreta
- 11** 2008: Peloponnes
- 12** 2009: Samos, Chios, Lesbos
- 13** 2010: Athen und nördliche Ägäis
- 14** 2012: Westkreta
- 15** 2013: Ostkreta
- 16** 2014: Nordgriechenland West
- 17** 2015: Nordgriechenland Ost
- 18** 2016: Philosophiereise

1

„Kommen wird der Tag, an dem das heilige Troja vernichtet wird. Diese Prophezeiung liest man mehr als einmal in Homers Ilias, dem ersten Werk der europäischen Literatur. Und ich prophezeie Ihnen: Kommen wird der Tag, an dem das heilige Konstantinopel wieder in griechischer Hand ist.“

Also sprach Kostas, seines Zeichens Fremdenführer, während er in einem Touristenbus zwischen Thessaloniki und Athen eine Reisegruppe aus Österreich mit seinen Vorträgen erfreute. Und er vergaß nicht zu erwähnen, dass sein Name Kostas nur eine Kurzform von Konstantinos ist. „Ich bin also nach dem Gründer Konstantinopels benannt. Wundern Sie sich nicht. Er wird nämlich als Heiliger der griechisch-orthodoxen Kirche verehrt. Und Konstantinopel ist eben die heimliche Haupt-

stadt Griechenlands. Wenn wir von „Polis“, „Stadt“, sprechen, meinen wir Konstantinopel. Was Rom für die Katholiken ist, ist Konstantinopel für die Orthodoxen. Dort residiert der ökumenische Patriarch der griechisch-orthodoxen Kirche. Und der heutige griechische Staat ist, historisch gesehen, nichts anderes als das wiederbelebte Byzantinische Reich, soweit es sich vom türkischen Joch befreien konnte. Byzantion, Byzanz, ist der alte Name von Konstantinopel. Aber wem erzähle ich das? Das heißt ja Eulen nach Athen bringen.“

Worauf einer der Fahrgäste kichernd ausrief: „Sind wir denn alle Eulen?“

Dies geschah im September des Jahres 1985, und die österreichische Reisegesellschaft bestand aus Professoren und Studenten (beiderlei Geschlechts) der Altertumswissenschaft an der Universität Wien, die sich das Vergnügen einer Rundfahrt durch das griechische Festland gönnten. Einer dieser Studenten war ich. Und ich gestehe, auch jener vorwitzige Rufer war ich. Mein schwacher Scherz veranlasste

einige von uns tatsächlich zu lachen. Nur eine als sehr ernsthaft bekannte Kommilitonin sagte laut und deutlich: „Das heißt: Eulen nach Athen tragen. Nicht bringen.“

Daraufhin schnappte sich einer unserer Professoren das Mikrophon und sagte: „Ja, im Deutschen ist es üblich zu sagen: nach Athen tragen. Aber diese Redewendung geht auf den Athener Dichter Aristophanes zurück. Der lässt in seiner Komödie „Die Vögel“, Vers 301, unter einem ganzen Vogelschwarm auch eine Eule herbeifliegen und daraufhin den Dramatiker Euripides zum Spaß ausrufen: Wer hat denn die Eule nach Athen gebracht? Wohlgerne, gebracht und nicht getragen.“ Nach einem Augenblick der Stille sagte die Ernsthafte: „Und wo ist da der Spaß?“ Und der Professor: „Aber Sie wissen doch, die Eule war ebenso wie der Ölzweig Symbol und Attribut der Pallas Athene, der jungfräulichen Göttin der Weisheit und Schutzherrin der nach ihr benannten Stadt Athen. Ihr Kopf auf der Vorderseite und Eule und Ölzweig auf der

Rückseite waren daher die ständigen Münzbilder der attischen Drachmen, und diese nannte man daher im Volksmund Eulen.“

Und Kostas: „Auch viele moderne griechische Münzen zeigen Eule oder Ölzweig als Münzbild, seit die Drachme als Währungseinheit wieder eingeführt wurde. Das war 1821, als sich die Griechen gegen die türkischen Unterdrücker erhoben und die Soldaten des Sultans vertrieben. Damals schrieb Dionyssios Solomos, der größte Lyriker der auferstandenen Nation, den Hymnus an die Freiheit. In 158 Strophen besingt er darin die Taten der Freiheitskämpfer. Seit 1865 dienen die ersten 24 Strophen als griechische Nationalhymne.“

Diese vergnügliche und lehrreiche Reise weckte in mir den Wunsch, auch selbst anderen Menschen ein solches Vergnügen zu bereiten. Ich lernte einen Reisebüroinhaber namens Felix kennen, und der vertraute mir für Ostern 1990 eine Reiseleitung an. Titel: „Das

klassische Griechenland – Eine Reise zu den Anfängen Europas“.

7. April 1990.

Meine erste Reisegruppe macht sich unter der Obhut von Busfahrer Hansi auf den langen Weg in den Süden, wie Goethes Iphigenie „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Und ich erzähle von der Entstehung des modernen griechischen Staates und muss dabei an Kostas' Worte denken, dass in ihm das Byzantinische Reich wiederbelebt wurde, soweit es sich vom türkischen Joch befreien konnte. Die ganze Wahrheit ist das freilich nicht. Griechenland konnte im Prozess der Nationsbildung noch viel weiter in die Geschichte als bis zum Mittelalter zurückblicken, so weit wie kein anderes europäisches Land. Fast die gleiche Bedeutung für das hellenische Nationalbewusstsein hatte nämlich das klassische Hellas. Übrigens war es keine Selbstverständlichkeit, dass sich die neue Nation Hellenen nannte. Dies ist nämlich die antike Be-

zeichnung, wobei der in den übrigen europäischen Sprachen übliche Name Griechen, Greeks, usw. auf die Römer zurückgeht, die sie Graeci nannten – warum, ist noch nicht überzeugend geklärt. Die Griechen selbst nannten sich seit der Römerzeit Römer, Romaioi (Romii), und ihre Sprache Römisch, Romäika. Das Byzantinische Reich nennen nur wir so. Die Byzantiner selbst nannten es Römisches Reich, Romanía. Der Name „Hellenen“ war nicht unbekannt, bedeutete aber „Heiden“. Erst die Aufklärung und der Philhellenismus des 19. Jh. führten dazu, dass die antiken Namen „Hellas“ und „Hellenen“ durch die Regierung und die Schule künstlich wiederbelebt wurden. Aber das änderte nichts daran, dass die Selbstbezeichnung als „Römer“ im griechischen Volk bis heute lebendig blieb.

„Aber ist diese Identifikation mit den Griechen des Altertums nicht ein reiner Mythos?“, fragt ein Herr. „Es ist doch nachgewiesen,

dass die heutigen Griechen nur hellenisierte Slawen und Albaner sind.“

Ah, sage ich, Sie sprechen die bekannte These des Historikers Fallmerayer an, der in seinem 1830 erschienenen Werk „Geschichte der Halbinsel Morea“ genau das behauptete. Damit verärgerte er die Griechen bis heute. Also bitte, sagen Sie keinem Griechen, dass er nicht von den klassischen Hellenen abstammt. Sie würden ihn tödlich beleidigen.

„Aber dass im Mittelalter massenhaft Slawen und Albaner eingewandert sind, ist doch Tatsache.“

Vollkommen richtig. Aber die alten Griechen wurden ja nicht ausgerottet. Übrigens sind die klassischen Griechen selbst durch die Vermischung zweier prähistorischer Volksgruppen entstanden. Das waren einerseits die mittelmeerischen Träger der Kykladenkultur des 3. Jt. v. Chr. und der minoischen Kultur des 2. Jt. v. Chr., andererseits die indoeuropäischen Sprecher des Griechischen, die zwischen 2000 und 1200 v. Chr. einwanderten und sich mit

der Urbevölkerung vermischt. Und vergessen wir nicht, dass sich seit Alexander dem Großen die Griechen selbst im gesamten Orient, ja bis an den Indus ansiedelten und die griechische Kultur und die griechische Sprache weithin verbreiteten. Dementsprechend zerfiel das Römische Reich in 2 Hälften, eine lateinischesprachige Westhälfte und eine griechischesprachige Osthälfte. Musterbeispiel Apostel Paulus aus Tarsus: Er war 1. Jude, 2. Griech, denn er wuchs in der griechischsprachigen Stadt Tarsus auf und schrieb wie die Evangelisten griechisch, und 3. Römer; als solcher bezeichnet er sich selbst in der Apostelgeschichte (22,25ff.).

Und nun wollen wir ein bissel virtuelle Geschichtsbetrachtung betreiben und als gegeben annehmen, dass Mohammed nie auf die Idee gekommen wäre, eine neue Religion zu gründen, und dass die Türken nie den Drang verspürt hätten, ihre zentral- und ostasiatische Urheimat zu verlassen. Dann hätte das griechische Ostrom weiterhin geblüht, und es

wären rund ums östliche Mittelmeer eine Reihe von Völkern entstanden, deren Sprachen sich alle aus dem klassischen Griechisch gebildet hätten. Wir würden sie vielleicht hellenisch nennen, so wie wir die Sprachen auf dem Gebiet Westroms romanisch nennen, weil sie sich aus dem Lateinischen Roms gebildet haben. So aber haben zuerst die Araber und dann die Türken das griechische Sprachgebiet so weit zurückgedrängt, dass es praktisch auf das heutige griechische Staatsgebiet beschränkt ist. Sogar die ehrwürdige alte Hauptstadt Konstantinopel zählt heute kaum noch 2000 Griechen. 1919 waren es noch 350.000, fast ein Drittel der damaligen Einwohnerzahl.

8. April 1990.

Heute betreten wir das „Land der Griechen“, das Land der Philosophie, der politischen Visionen, des gewaltigen Bühnendramas. Das Land Homers. Und siehe da, es präsentiert sich unseren faszinierten Augen in seinem

allerschönsten Kleid, dem Kleid des Frühlings, für den die heutigen Griechen das schöne Wort „Eröffnung“ haben.

Wir betreten das „Land der Griechen“, und uns empfangen die Aufschriften in der alt-ehrwürdigen griechischen Schrift, der Mutter der kyrillischen und der lateinischen Schrift. Natürlich hat sich das Griechische wie jede andere Sprache im Laufe der Jahrhunderte weiterentwickelt, sprich, verändert. Nur, eine Rechtschreibreform hat man wie im Englischen nie durchgeführt. Man schreibt also heute noch wie vor 2000 Jahren, spricht die Buchstaben aber zum Teil anders aus. Was bei der Transkription griechischer Namen in lateinische Buchstaben ein gewaltiges Problem darstellt, zumal auch diese in den verschiedenen Sprachen zum Teil verschieden ausgesprochen werden. Denken Sie z. B. daran, wie TH und Z im Englischen ausgesprochen werden. Nebenbei: Genauso werden TH und Z im heutigen Griechisch ausgesprochen. Das können wir übrigens gleich üben, nämlich mit

dem Namen unseres heutigen Tagesziels: Thessaloniki, gegründet 315 v. Chr. vom makedonischen König Kassandros und nach dessen Gemahlin Thessalonike, einer Schwester Alexanders des Großen, benannt (die ihrerseits so hieß, weil sie am Tag des makedonischen Sieges über Thessalien in der Schlacht auf dem Krokusfeld 352 v. Chr. geboren wurde). Aber das Schluss-E in Thessalonike ist ein Eta, ein langes E. Und Eta wird heute wie I ausgesprochen. Desgleichen EI, OI und Y. Und noch etwas: H wird wie in vielen anderen Sprachen nicht ausgesprochen. Die Griechen sagen also nicht Hellas, sondern Ellas.

Thessaloniki erreichen wir gegen Abend. Zugleich erreichen wir das Meer, die Ägäis, den innersten Zipfel des Thermaischen Golfs. Eine ausführliche Besichtigung geht sich heute nicht mehr aus, nur noch eine Stadtrundfahrt mit Fotostopps, zu denen uns einige besonders fotogene Plätzchen verlocken: der Weiße Turm (15. oder 16. Jh.), das Wahrzeichen Thessalonikis auf der ausnehmend hübschen

Strandpromenade, sodann die mittelalterliche Zitadelle hoch über der Stadt an der Stelle der antiken Akropolis und die spätantiken Stadtmauern. Und da wir dabei an einer idyllisch gelegenen Taverne mit blütenreichem Gartengarten vorbeikommen, legen wir hier eine Rastpause ein, um uns in geschichtsträchtiger Atmosphäre auf Griechenland einzustimmen.

Plötzlich hört man einen heftigen Wortwechsel zwischen einem meiner Herren und dem Kellner. Natürlich springe ich sofort auf, um zu vermitteln. Und da beschwert sich der Kellner, der Herr habe „Turkish coffee“ verlangt. So einen Kaffee gebe es in ganz Griechenland nicht, und überhaupt sei alles Türkische ein rotes Tuch für die Griechen. Durch ausdrückliche Entschuldigung gelingt es mir, die Wogen zu glätten und ihn zu veranlassen, dem Herrn „Elliniko kafe“, „Griechischen Kaffee“, zu bringen. Und dem Herrn erkläre ich: Natürlich ist das türkischer Mokka. Aber nennen Sie ihn um aller Götter willen nie wieder türkisch. Früher sagte man auch in

Griechenland „Turkiko kafe“. Aber seit der türkischen Invasion auf Zypern und der Teilung der Insel 1974 ist die Abneigung gegen alles Türkische so stark, dass seither krampfhaft versucht wird, die griechische Sprache, vor allem Orts- und Familiennamen, quasi zu enttürkifizieren. So hieß einer der 2 Jachthäfen im Piräus früher Turkolimano. Auf den neuen Karten heißt er Mikrolimano „Kleiner Hafen“. Ein Sprachforscher hat kürzlich über 1000 Wörter türkischen Ursprungs im Griechischen ausgemacht.

Bald sehen alle, wie griechischer Kaffee serviert wird: in einem langstieligen Kupferkännchen, aus dem er in eine Porzellantasse gegossen und eventuell mit Zucker gesüßt wird. Touristen wird gelegentlich Milch angeboten. Die Griechen trinken den Kaffee immer schwarz.

Schließlich steuern wir unser heutiges Hotel an. Und siehe da, hier erwartet uns eine attraktive junge Fremdenführerin, die sich als Paraskeví vorstellt.

9. April 1990.

Aus der Zeit der griechischen Klassik, sprich, aus dem 5. und 4. Jh. v. Chr., besitzt Thessaloniki naturgemäß keine Überreste. Auch die Spuren aus der hellenistischen Zeit nach der Gründung sind verschwindend gering. Besser dokumentiert ist die römische Kaiserzeit, vor allem durch die teilweise ausgegrabene Agora (Forum) genau in der Mitte der von den Stadtmauern umschlossenen Altstadt.

Als Erstes zeigt uns Paraskeví 2 spätantike Baudenkmäler aus dem Beginn des 4. Jh.: den Galerius-Bogen und die sog. Rotunde. Der mit historisch interessanten, aber wenig qualitätvollen Reliefs verzierte Galerius-Bogen ist der Rest eines Triumphbogens zu Ehren des Kaisers Galerius, der hier zeitweise residierte. Die ursprünglich durch einen Säulengang mit dem Bogen verbundene Rotunde wurde wahrscheinlich als Mausoleum für Galerius

errichtet und gegen Ende des 4. Jh. als Kirche zu Ehren des heiligen Georg adaptiert. Damals wurde sie mit einem herrlichen, teilweise erhaltenen Goldmosaikschnuck ausgestattet. Leider haben die Türken sie in eine Moschee umgewandelt und dabei rund um die Kuppel einen ausgesprochen hässlichen Aufbau angefügt, in dem die Kuppel verschwindet und der die Rotunde von außen wie einen Gasometer erscheinen lässt.

Bevor wir die Rotunde verlassen, glaube ich zu Paraskeví's Ausführungen etwas hinzufügen zu müssen. Der Durchmesser der Kuppel, sage ich, beträgt über 24 m und war damit zur Zeit der Erbauung die weltgrößte Ziegelkuppel.

„Aber das Pantheon in Rom“, wirft eine Dame ein. „Das ist doch viel größer und fast 200 Jahre älter.“

Richtig. Seine Kuppel misst über 43 m im Durchmesser, besteht aber aus Beton. Sie ist bis heute die größte unbewehrte Betonkuppel der Welt.

Thessaloniki ist reich an frühchristlichen und byzantinischen Kirchen. Als Erste zeigt uns Paraskeví die Kirche Hagia Paraskeví, eine edle frühchristliche Säulenbasilika, die zwar ihren Bilderschmuck verloren hat, aber die Architektur des 4. oder 5. Jh. rein bewahrt hat. Sie ist wohl der Heiligen geweiht, nach der du benannt bist, sage ich zu Paraskeví. O nein, sagt sie. Geweiht ist die Kirche der Panagia Acheiropoietos (Panajia Achiropiitos), d. h. der nicht von menschlicher Hand gemachten „Ganzheiligen“, der Muttergottes, also einer Ikone, die vom Himmel gefallen ist. Und warum sie Hagia Paraskeví heißt? Du weißt doch, Paraskeví bedeutet Freitag, und das ist einfach die Übersetzung des früheren Namens „Freitagsmoschee“. Ich selber heiße nach der heiligen Paraskeví von Rom, einer Märtyrerin des 2. Jh. Und die wurde so genannt, weil sie an einem Freitag geboren wurde. Hier sehen wir zum ersten Mal etwas für orthodoxe Kirchen Charakteristisches: eine goldene Ikonostase (griechisch: Eikonostasjion „Bilderstän-

der“ oder Templon), die den Altarraum zur Gänze abschließt, sodass die Gläubigen den Priester zwar hören, aber nicht sehen können, außer bei bestimmten Zeremonien, während deren die sog. Königliche Tür in der Mitte der Ikonostase geöffnet wird.

In der Nähe befindet sich die wunderschöne Hagia Sophia aus dem 8. Jh., eine byzantinische Kreuzkuppelkirche, freilich nicht zu vergleichen mit der berühmten Hagia Sophia in Istanbul. „Und der heiligen Sophia geweiht, ja?“, fragt eine Dame, die selbst Sophia heißt. Nein, erwidert Paraskeví. Sophia bedeutet ja Weisheit. Gemeint ist die personifizierte göttliche Weisheit. Manche identifizieren sie mit dem Heiligen Geist, andere sehen darin die weibliche Seite Gottes.

Zuletzt zeigt uns Paraskeví noch die große, prachtvolle frühchristliche Säulenbasilika des Stadtheiligen Demetrios (Dimitrios), der in den Heizgewölben der römischen Thermen, sprich, des öffentlichen Badepalastes, an dessen Stelle später zu seinem Gedenken die Kir-

che errichtet wurde, das Martyrium erlitten haben soll. Leider ist das, was man heute sehen kann, nur eine Rekonstruktion nach dem verheerenden Brand, der 1917 das gesamte südliche Stadtzentrum vernichtete. Aus demselben Grund bietet Thessaloniki heute ein ausgesprochen modernes und vornehmes Bild.

Aber schon nötigt uns das Reiseprogramm, Thessaloniki zu verlassen und auf der Schnellstraße 1 den Weg nach Süden einzuschlagen. Zunächst zwar durchqueren wir ein ausgedehntes Schwemmland, das in der Antike eine tiefe Meeresbucht war und im Laufe der Jahrhunderte durch die Ablagerungen mehrerer großer Flüsse, die wir überqueren, aufgefüllt wurde. Die 2 größten Flüsse, die wir da überqueren, gehören zu den längsten Flüssen Griechenlands: der Axios oder Vardaris und der Haliakmon (Haliakmonas) oder Bistrtsa.

„Bitte, wieso diese Doppelnamen?“

Das, antworte ich, gehört zum Thema Wiederbelebung des klassischen Hellenentums, wie sie die siegreichen Führer des Freiheitskampfes gegen die Türken betrieben. Wiederbelebt wurde eben auch die Sprache der alten Griechen. Nun war das über viele Jahrhunderte gesprochene Altgriechische naturgemäß nicht einheitlich. Man wählte als Ideal die Koiné, die „Gemeinsame Sprache“ des Hellenismus, in der z. B. das Neue Testament verfasst ist. Darum gibt es genaugenommen 2 neugriechische Sprachen, die Volkssprache (Dimotikí) und die „Reinsprache“ (Katharevousa). Also: Haliakmon ist Katharevusa, Haliakmonas ist Dimotikí. Diese Kreation einer „Reinsprache“ war aber nur ein Teil eines viel umfassenderen Vorgangs. Im Laufe der historischen Umwälzungen hatten zahllose Orte, Fluren und Flüsse fremde Namen bekommen. Seit der Geburt des neuen Griechenland ist man daher bemüht, diese durch die antiken Namen zu ersetzen. Und so bekam der Vardaris wieder seinen antiken Namen Axios,

und aus der Bistritsa wurde wieder Haliakmon.

Nachdem wir diesen Fluss als letzten überquert haben, kommt immer wieder die Küste in Sicht. Und wir stellen fest, dass sie auf weite Strecken ein einziges Badeparadies ist. Wir durchfahren hier, sage ich, den antiken und modernen Bezirk Pieria, die südlichste Region Makedoniens. Und das ist deshalb interessant, weil sie als eines der Heimatländer der 9 Musen galt. Diese heißen darum bei den Dichtern gern die Pieriden. Der Dichter Hesiod, er lebte um 700 v. Chr. und gehört zusammen mit Homer (9. oder 8. Jh. v. Chr.) zur Morgenröte der europäischen Literatur, beginnt sein Epos „Werke und Tage“ mit den Worten: „Musen, die ihr in Liedern Ruhm verleiht, kommt her aus Pieria“ usw.

Allmählich taucht im Dunst vor uns ein schneebedeckter Berg auf, der uns bald zu einem Fotostopp zwingt. Er ist nicht nur die höchste Erhebung Griechenlands (knapp 3000 m hoch), sondern auch der Berg der Götter,

wo der Göttervater Zeus und die übrigen Olympier in ewiger Glückseligkeit leben und sich am Gesang und Tanz der Musen unter Führung Apollons, des „Musenführers“, erfreuen: der Olymp (Olympos), ein Massiv mit 6 Hauptgipfeln und zahlreichen Nebengipfeln.

An den eigentlichen oder Hohen Olymp schließt sich nach Süden zu der Niedere Olymp an. Während wir uns diesem, stets entlang endloser weißer Sandstrände, nähern, wird auf einem Hügel vor uns eine Burg sichtbar. Es ist die Kreuzfahrerburg Platamon (Platamonas), errichtet von den Kreuzfahrern des 4. Kreuzzugs nach der Eroberung Konstantinopels und der Errichtung des Lateinischen Kaiserreiches 1204 – und wozu? Das merken wir sogleich. Denn nur wenig später biegen Straße und Bahn von der Küste ins Landesinnere ab und zwängen sich in eine Schlucht, durch die seit alters der Verkehr vom und in den Süden ging. Ihn sollte also die Burg überwachen. Übrigens, sagt Paras-

keví, verläuft genau hier die Grenze zwischen Makedonien und Thessalien. Und da Makedonien bis 1912 noch türkisch besetzt war, verlief bis damals genau hier die Grenze zwischen Griechenland und dem Osmanischen Reich.

Diese enge und ob ihrer Schönheit schon in der Antike hochberühmte Schlucht heißt Tempe (heutige Aussprache: Tembi) und trennt den Olymp im Norden und das Ossa-Gebirge im Süden. Es ist das Durchbruchstal des Hauptflusses von Thessalien, des Peneios (Pinios), und ein beliebtes Ausflugsziel.

Nun sind wir also in Thessalien und sehen vor uns eine ausgedehnte, fruchtbare Ebene. Bald verlassen wir die Schnellstraße, durchqueren ohne Aufenthalt Thessaliens Hauptstadt Larissa oder Larisa (beide Schreibweisen sind seit der Antike gebräuchlich) und folgen dem Peneios in Richtung Westen. Nachdem wir die Stadt Trikala (antik: Trikka) passiert haben, tauchen im Westen bereits die Berge des Pindos-Gebirges auf. Und bald danach

erhebt sich vor uns ein ganzes Geschwader an „Himmelssäulen“, bis zu 400 m hoch, bestehend aus glattem, senkrechtem, sogar überhängendem Fels, eine geologische Formation wie aus einem Fantasyfilm. Und Wunder über Wunder: Wie jede Säule mit einem Kapitell gekrönt ist, sind diese Felssäulen vor uns mit menschlichen Bauwerken gekrönt, die nur die Hand eines Engels dorthin gesetzt haben kann. Es sind die weltberühmten Meteora-Klöster. Meteoros, sage ich, bedeutet „im Himmel schwebend“. Es sind also „die im Himmel schwebenden Klöster“.

Wir durchqueren die Stadt Kalambaka (antik: Aigion). Bald danach zwängen wir uns gewissermaßen zwischen senkrechten Felswänden in eine Schlucht. Die Straße steigt steil an, und schließlich halten wir auf einem Parkplatz vor dem größten und ältesten aller Meteora-Klöster. Trotzdem müssen wir zuerst auf einer Treppe bis zu einer Art Passhöhe hinunter- und dann auf einer langen Treppe noch weiter hinaufsteigen, um das Kloster zu

erreichen. Es besteht aus einer unregelmäßigen Ansammlung von Sakral-, Wirtschafts- und Wohngebäuden, zum Teil nur noch Ruinen, die das Bergplateau der „Himmelssäule“ bis zum Rand ausfüllen. Hinzu kommt ein Windenturm, der laut Paraskeví noch immer in Gebrauch ist, freilich nur noch für Brennholz. Dieses Kloster, erklärt sie, nennt man allgemein das „Große Meteoron“. Aber sein eigentlicher Name ist Metamorphosis („Verwandlung, Verklärung Christi“).

Nach einem hochinteressanten Rundgang betreten wir die Kirche und staunen über das hier herrschende mystische Dunkel. Als Erstes fällt uns die reich vergoldete Ikonostase auf, danach die herrlichen Fresken, die die Wände zur Gänze bedecken. Paraskeví erklärt sie uns der Reihe nach, beginnend mit dem wichtigsten Fresko an der wichtigsten Stelle, der Kuppel, dem Symbol des Himmelsgewölbes, mit einem bärtigen, abweisenden Christus Pantokrator („Allmächtiger“) im Zentrum, und erzählt uns über Geschichte und Bedeutung der

Meteora-Klöster. Ihre Zahl soll einst 24 betragen haben. Urkundlich lassen sich 13 nachweisen. Bewohnt werden heute nur noch 7. Und auch in diesen 7 sieht man nicht mehr allzu viele Mönche. Seit die Touristen hierher strömen, ist den meisten der Trubel zu groß geworden, und sie haben sich auf den heiligen Berg Athos zurückgezogen.

„Frage: Wieso haben sich die Klostergründer ausgerechnet so unwegsame und gefährliche Orte ausgesucht? Und wie konnten sie von hier aus Bildung und Kultur verbreiten?“

Paraskeví: Das war nie die Absicht der orthodoxen Mönche. Ihr Ideal war stets die Weltflucht, d. h. sich in volliger Zurückgezogenheit von der Welt einem gottgeweihten Leben hinzugeben. Zugleich war man hier vor feindlichen Angriffen und Plünderungen geschützt.

2 weitere Klöster zeigt uns Paraskeví: das Stephanos-Kloster, das uns eine atemberaubende Aussicht auf das ganze Peneios-Tal gewährt, und das Nikolaos-Kloster mit seinen

prachtvollen Fresken. Am meisten fasziniert meine Leute die Darstellung eines (penislosen) Adam, vor dem viele Tiere versammelt sind, darunter ein sanft blickender Löwe, ein Äffchen auf dem Rücken eines Elefanten, ein krähender Hahn, aber auch ein geflügelter Drache; und zwischen ihnen und Adam liest man die Worte aus der Genesis (2,20): „Adam gab Namen allen Haustieren und allen Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes.“

Zurück in Trikala, zweigen wir nach Südosten ab und kommen an Pharsala vorbei. Diese Stadt, sage ich, hieß in der Antike Pharsalos, lateinisch Pharsalus, berühmt durch die Schlacht von Pharsalus zwischen Caesar und Pompeius im Jahre 48 v. Chr. Auf dem knapp 800 m hohen Pass Stena Phurkas („Furkapass“) überqueren wir das Othrys-Gebirge. Hier verlassen wir Thessalien und betreten die Phthiotis (Phthiotida).

Homerkenner, sage ich, werden, wenn sie Phthiotis hören, sicherlich sofort an Achilleus, den tapfersten Helden vor Troja, denken.

Denn als seine Heimat nennt Homer Phthia. Und diese sehen wir jetzt tief unter uns: ein breites Tal zwischen hohen Bergen. Die mächtige Gebirgsmauer gegenüber heißt Oite (heutige Aussprache: Iti, lateinisch: Oeta). Der Fluss, der dieses Tal durchströmt, heißt Spercheios und mündet in den Malischen Golf, der tief ins Festland einschneidet.

Bald danach erkennen wir unter uns, nur einen Katzensprung vom innersten Winkel des Malischen Golfs entfernt, Lamia, die Hauptstadt der Phthiotis. Dies ist zwar unser Tagesziel. Aber jetzt durchqueren wir es nur, um zuvor einen der berühmtesten Orte der Weltgeschichte, die Thermopylen, zu besuchen.

Man spricht immer vom Thermopylenpass. Deshalb sind unsere Leute einigermaßen verblüfft, als sie an einer Stelle aussteigen sollen, die nicht im Geringsten wie ein Pass aussieht. Wir stehen am Rande einer weiten Ebene, die genau hier an einem steilen Berghang endet, vor einem modernen Denkmal mit der Bronzestatue eines nackten Kriegers. Im 5. Jh. v.

Chr., sage ich, war diese Ebene noch Meer. Der Spercheios hat durch seine Ablagerungen die Küstenlinie bis zu 7 km vorgeschoben. Von Pass kann also heute keine Rede mehr sein. Laut Herodot, der in seinem Geschichtswerk alles mit größter Präzision beschreibt, war hier der Zwischenraum zwischen Meer und dem Nordhang des Kallidromon-Gebirges an 2 Stellen so schmal, dass „nur eine einzige Fahrspur“ zur Verfügung stand (7,176). Dazwischen war die Passage etwas breiter, aber immer noch schmal genug. Und dabei war das der einzige für Truppenbewegungen brauchbare Durchgang in die südlicheren Regionen Griechenlands. Als nun der Perserkönig Xerxes 480 v. Chr. Griechenland mit einem riesigen Aufgebot angriff, postierte sich Leonidas, der König von Sparta, mit ca. 7000 Mann genau hier. 2 Tage lang wurden die hoffnungslos überlegenen Feinde zurückgeschlagen. Xerxes war fassungslos. In der Nacht zum dritten Tag erbot sich ein Einheimischer namens Ephialtes, die

Perser auf einem Hirtenpfad übers Gebirge in den Rücken der Griechen zu führen. Als Leonidas von dem Umgehungsmanöver erfuhr, ordnete er den Rückzug seiner Truppen an, um unnötige Verluste zu vermeiden. Für die 300 Spartaner aber gab es nur eine Lösung: ausharren bis zum letzten Mann. Und sie fielen auch bis zum letzten Mann. Dieser Kampf an den Thermopylen blieb berühmt bis heute. Über sie schrieb der Dichter Simonides unsterbliche Verse, die auf einem Denkmal am Ort ihres Todes eingemeißelt wurden. Jetzt lesen wir sie auf einer Steinplatte inmitten eines flachen Steinkreises. Sie kennen sie alle in Schillers Übersetzung: „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest / Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“ Jenseits der Straße sehen Sie das große Denkmal mit der Bronzestatue des speerschleudernden Leonidas. Zur gleichen Zeit fand am nahegelegenen Kap Artemision, der Nordspitze der Insel Euböa, eine Seeschlacht zwischen der persischen und griechischen

Flotte statt. Als die Griechen vom Schicksal der Spartaner erfuhren, zogen sie sich zurück. Damit war für Xerxes der Weg nach Athen frei.

Hierauf verlocke ich unsere Leute zu einem kleinen Spaziergang. Er führt uns an einen Bach, und schon von weitem erkennt man an den daraus aufsteigenden Dampfwolken, dass er heißes Wasser führt. Ja, sage ich, der Name Thermopylen, griechisch Thermopylai, bedeutet „heisse Tore“. Hören Sie, was Herodot an der vorhin genannten Stelle schreibt: „In diesem Pass gibt es heiße Bäder, die die Einheimischen Kochtöpfe nennen.“ Die meisten übersetzen hier „heisse Quellen“, denn das sind sie wirklich. Aber Herodot schreibt nun einmal „heisse Bäder“. Und sehen Sie, da badet tatsächlich einer. Hier ist der Bach zu einem kleinen Badeteich aufgestaut worden. Hätten wir mehr Zeit, könnten wir uns auch hineinsetzen und relaxen. Oder uns von dem künstlichen Wasserfall massieren lassen, der den Teich speist.

„Aber wie das stinkt“, ruft unser Jüngster aus und rümpft die Nase. „Wie faule Eier.“

Klar, sage ich. Infolge des hohen Schwefelgehalts soll das Wasser gut gegen Hautprobleme sein. Diese Quellen waren schon in der Antike zum Baden hergerichtet. Im 2. Jh. errichtete Herodes Atticus, den wir in Athen genauer kennenlernen werden, hier eine große Badeanstalt mit Hotel und Restaurant.

10. April 1990.

Wir setzen die Fahrt in den Süden fort. Zunächst überqueren wir einen ca. 700 m hohen Pass, der das Oite- und das Kallidromon-Gebirge verbindet und erleben dabei etwas eher Seltenes in Griechenland: einen ausgedehnten Tannenwald. Wir verlassen die Phthiotis und sind nun in Phokis (Phokida). Wir durchqueren ein weiteres breites Tal. Und was ist das für ein mächtiges Bergmassiv, das so imposant vor uns aufragt? Das, meine Lieben, ist der berühmteste Berg von ganz Griechenland nach dem Olymp: der Parnass (Par-

nassos). Und warum ist er so berühmt? Weil an seinem Südhang unser nächstes Ziel liegt: Delphi, der „Nabel der Welt“, dessen religiöse und moralische Ausstrahlung auf die gesamte griechische Welt unermesslich war. Sie wirkte bis Zentralasien, ins 5000 km entfernte Baktrien, das durch Alexander den Großen zu einem blühenden Vorposten der griechischen Kultur geworden war (und durch die sog. gräko-buddhistische Kunst die buddhistische Kunst bis heute geprägt hat).

Wir überqueren einen weiteren, 850 m hohen Pass, der den Parnass von den westlichen Bergen abgrenzt, durchqueren die Stadt Amphissa und erreichen damit den scheinbar grenzenlosen Olivenhain von Amphissa, der die ganze nach der Stadt Krisa (so bei Homer, später Kirra) benannte Krisäische (Kirräische) Ebene ausfüllt; und diese reicht bis ans Meer, bis an den Golf von Korinth. 5 km davor biegt Hansi nach Osten ab. Die Straße steigt wieder an, bis in 570 m Höhe ein Ortsschild auftaucht mit den Aufschriften „Delphoí“ (in griechi-

schen Buchstaben) und darunter „Delfi“ (in lateinischen Buchstaben). Wir durchqueren ein am Berghang klebendes Städtchen, umrunden einen Bergriegel, und da kommen vor uns in einer steilen Senke, die sich zwischen hohen Felswänden öffnet, die Überreste des berühmtesten Orakelheiligtums der Griechen in Sicht. Es sind zwar traurige Überreste, sage ich, im Vergleich zum ursprünglichen Zustand und zur Überfülle an kostbarsten Schätzen, von denen uns die antiken Autoren berichten. Aber zumindest sehen wir jetzt zum ersten Mal auf dieser Reise klassische Säulen, wenn auch sämtlich wiederaufgerichtet. Die Säule gilt ja als Inbegriff griechischer Architektur.

Paraskeví besorgt die Eintrittskarten, versammelt uns auf der säulengeschmückten römischen Agora vor dem antiken Haupteingang und erzählt uns, unter anderem, über die Ausgrabungen. Hier, sagt sie, stand seit dem Mittelalter ein Dorf namens Kastri, in dem zahlreiche antike Bauteile verbaut waren.

Wiederentdeckt wurde Delphi im 19. Jh. Aber erst, nachdem die Bewohner von Kastri in den modernen Ort umgesiedelt worden waren, konnten die Ausgrabungen beginnen, wobei die „Beschreibung Griechenlands“ von Pausanias aus dem 2. Jh. eine unschätzbare Hilfe darstellte. Übrigens ist all das, was wir jetzt sehen werden, nicht die antike Wohnstadt, diese ist noch gar nicht ausgegraben, sondern der heilige Bezirk des Apollon. Dazu schreibt Pausanias (10,8,10): „Die Stadt Delphi zeigt in ihrer gesamten Ausdehnung eine steil ansteigende Lage, ebenso der heilige Bezirk des Apollon. Dieser ist groß an Ausdehnung und liegt zuoberst in der Stadt.“

„Eine dramatische Landschaft“, höre ich eine Dame murmeln. „Und tief unter uns der Olivenhain und das Meer. Und dahinter, am Horizont, die schneebedeckten Berge der Peloponnes. Hier hat man ein Gefühl, als ob die Gottheit nahe wär.“

Wir betreten die Heilige Straße, die, versehen mit ihrem originalen Pflaster und gesäumt vor

allem von einer Reihe von Schatzhäusern in der Form kleiner Tempel, in Serpentinen bergen führt. In ihnen, sagt Paraskeví, haben die einzelnen griechischen Stadtstaaten die kostbarsten Weihgeschenke aufbewahrt. Viele andere Weihgeschenke standen im Freien. Das berichtet uns Pausanias, der sie nicht nur in aller Ausführlichkeit aufzählt, sondern auch erklärt, von wem und aus welchem Anlass sie geweiht wurden. Von ca. 600 v. Chr. an äußerte sich die Frömmigkeit der Stadtstaaten und Privatpersonen in einer Überfülle an Tempeln, Schatzhäusern, Statuen usw. Doch um 200 v. Chr. verarmte Delphi plötzlich. Und so blieb es bis zum Ende des Heidentums.

Von den Schatzhäusern ist wenig mehr zu sehen als der Unterbau. Denn leider luden sie in Zeiten, in denen einem neuen Gott geopfert wurde, dazu ein, ihre Schätze zu rauben und ihre Mauerquadern als Baumaterial für Wohnhäuser und Kirchen zu verwenden. Ein einziges Schatzhaus konnte weitgehend wie-

deraufgebaut werden: das der Athener nach der Spitzkehre der Heiligen Straße. Von hier aus sehen wir das Herzstück des heiligen Bezirks schon nahe vor und über uns, nämlich eine gewaltige Stützmauer, überragt von 6 Säulen. Diese Stützmauer aus dem 6. Jh. v. Chr., sagt Paraskeví, ist ein Kunstwerk sui generis. Schauen Sie: Sie besteht aus großen, polygonalen „Quadern“ mit kurvigen Fugen, gefügt mit größter Präzision, aber ohne Mörtel. Das muss einen unglaublichen Aufwand an Arbeit und Kosten bedeutet haben. Aber gelohnt hat er sich. Sie ist praktisch noch immer wie neu, trotz Erdbeben und Bergstürzen, und vollkommen glatt. Kommen Sie näher. Die ganze Mauer ist über und über mit Inschriften bedeckt, gegen 1000 an der Zahl. Es ist ein ganzes Archiv von Urkunden und Dekreten, von unschätzbarem Wert für die Geschichte Delphis. Zum großen Teil handelt es sich um Freilassungsurkunden für Sklaven.

Jetzt werden Sie aber fragen, was machen denn die 3 hohen Säulen davor? 7 waren es

ursprünglich. Nun, das war die „Halle der Athener“, bestehend aus einem von 7 ionischen Säulen getragenen Dach über einem dreistufigen Stylobat, errichtet bald nach den Perserkriegen. Und schauen Sie sich die oberste Stufe an. Hier steht in großen Buchstaben eingemeißelt: „Die Athener weihten die Halle (Stoa) und die Waffen und die Akroterien, nachdem sie sie von den Feinden erbeutet hatten.“ Besagte Feinde waren die Perser. Nun, das Ganze wäre nicht viel mehr als ein offener Schuppen, wäre es nicht von dem Charme der frühklassischen Marmorsäulen geadelt. Man möchte kaum glauben, dass dieser frühklassische Bautyp später vom Hellenismus zum mächtigsten Instrument für die Gestaltung riesiger Freiräume ausgebaut und von den Römern zum Grundelement der Basilika erhoben wurde.

Schließlich stehen wir staunend vor den 6 zum Teil wiederaufgerichteten dorischen Säulen des Apollontempels und können kaum glauben, dass von dieser berühmten Orakel-

stätte so wenig erhalten geblieben sein soll. Sie kennen ja alle, sage ich, die Ingredienzien des delphischen Orakels: die Pythia, den Dreifuß, die Felsspalte, die inspirierenden Dämpfe. Nur, die Ausgräber konnten weder eine Fels-spalte noch Dämpfe entdecken. Zwar wurde zum Thema Delphi und Orakel schon in der Antike irrsinnig viel geschrieben. Gesicherte Erkenntnisse gibt es trotzdem nicht. Wir wüssten gern mehr, als die antiken Schrift-quellen uns verraten.

Sobald wir den Tempel zur Genüge besichtigt haben, steigen wir auf einem Treppenweg in das wohlerhaltene kleine Theater empor. Ob die antiken Zuschauer auch so ins Schwärmen gerieten, wenn sie sich hier niedergelassen, wie meine Leute? Das Panorama, das man von hier aus genießt, ist grandios.

Von hier führt uns ein Pfad in das noch höher gelegene besterhaltene griechische Stadi-on. Es diente als Laufbahn für die gymni-schen, d. h. sportlichen Agone („Wettkäm-pfe“) bei den alle 4 Jahre stattfindenden Pythi-

schen Spielen zu Ehren Apollons; Pytho ist ein anderer Name für Delphi. Im Gegensatz zu Olympia gehörten dazu auch die musischen Agone, die im Theater abgehalten wurden. Dort wetteiferten Musiker, Dichter und Gelehrte. Als Gott der Dichtkunst lebt der delphische Apollon weiter, und durch die römischen Dichter ist diese Vorstellung in die Weltliteratur eingegangen, auch die Bezeichnung des Parnass als Musenberg, ebenso die Siegerehrung mit einem Kranz aus Lorbeer, der ja dem Apollon heilig war (lateinisch Laurus, daher Baccalaureus, englisch Bachelor, „mit beerenreichem Lorbeer bekränzt“).

Im Norden und im Osten wird das Apollonheiligtums von schroffen, zerrissenen Felswänden überragt. Man nannte sie die Phaidriaden („die Leuchtenden“). Ein besonders tiefer Riss durchzieht sie von oben nach unten ungefähr in ihrer Mitte. Dorthin wagen wir uns als Nächstes. Denn hier entspringt die Quelle Kastalia, deren Wasser bei diversen

Kulthandlungen verwendet wurde. Wie ein großes Weihwasserbecken lag das Quellhaus vor dem heiligen Bezirk. Falls Sie schriftstellerische Ambitionen haben, sage ich lachend, so sollten Sie das Wasser trinken. Es verleiht nämlich dichterische Inspiration.

Damit ist aber unsere Besichtigung noch nicht zu Ende. Auf einer schmalen Terrasse unterhalb der Quelle Kastalia zeigt uns Paraskeví noch die Überreste eines ausgedehnten Gymnasions, komplett mit Duschen, Waschbecken und einem kreisrunden Badebecken. Gymnos, sage ich und errege damit einiges Gekicher, heißt „nackt“. Der gymnische Agon war also einer, den man nackt austrug, sprich, ein sportlicher Wettkampf, und das Gymnasion war die Stätte, an der man, natürlich ebenfalls nackt, trainierte.

Zwischenruf: „Aber wieso heißt dann eine höhere Schule Gymnasium?“

Nun, die Gymnasien waren zwar nach dem Sportunterricht benannt, weil sie ursprünglich nur diesem dienten. Aber seit der Hochklas-

sik, d. h. seit etwa 400 v. Chr., wurden sie zusätzlich zu Stätten der höheren Bildung. Daraum nannte man zur Zeit der Renaissance eine Lateinschule Gymnasium.

Wir spazieren den von Olivenbäumen gesäumten Pfad weiter und erreichen das Heiligtum der Athena mit dem Beinamen Pronaia („Tempelwächterin“). Hier findet sich inmitten der traurigen Überreste von Altären, Schatzhäusern und Tempeln das wohl meistfotografierte Denkmal Delphis, der zauberhafte Tholos (ca. 400 v. Chr.), jener Rundbau mit den 3 wiederaufgerichteten dorischen Säulen und dem wundervollen Gebälk darüber. Sein Zweck ist unbekannt.

Wir spazieren zurück, vorbei an Kastalia, vorbei am Apollonheiligtum. Ein wichtiger Punkt fehlt noch: das Museum. Es ist eines der größten in Griechenland. Und dabei stammen die Sammlungen ausschließlich aus Delphi, zeitlich vorwiegend aus der Archaik (7.-6. Jh. v. Chr.) und der Klassik (5.-4. Jh. v. Chr.); die darauffolgenden Epochen sind Hel-

lenismus und Römerzeit. Trotz der um sich greifenden Müdigkeit steigt die Begeisterung meiner Leute in ungeahnte Höhen, als wir zuletzt den Saal mit dem größten Schatz dieses Museums betreten, dem berühmten bronzenen Wagenlenker aus der frühen Klassik. Er ist nicht nur einfach schön in seiner edlen, ausdrucksvollen Schlichtheit, sagt Paraskeví. Beachten Sie im Besonderen die aus farbigem Stein eingelegten Augen, die zarten Wimpern, die ausdrucksvolle rechte Hand (den linken Arm sehen Sie in einer Seitenvitrine), die lebensnahen Füße und, von allen Seiten, die realistische Zeichnung der Haare mit der Siegerbinde, speziell die gekräuselten Seitenhaare. Zudem ist er als Bronzestatue eine große Seltenheit. Bronzestatuen müssen mindestens ebenso häufig gewesen sein wie Marmorstatuen. Nur konnten sie in Zeiten, denen das Material wichtiger war als das Kunstwerk, leicht eingeschmolzen und umgeschmiedet werden, z. B. zu Waffen.

Ab Delphi steigt die Straße weiter an bis zu einer fast 1000 m hohen Passhöhe, auf der uns das Dorf Arachova (slawisch: „Nussbaumort“) empfängt und nicht nur gastlich bewirtet, sondern auch zum Kauf von handgewebten, flauschigen Flokati-Teppichen einlädt. Von hier aus, erklärt Paraskeví lachend, könnten wir in die Gipfelregion des Parnass hinauffahren, um die Musen oder Apollon zu besuchen und um Ski zu fahren. 3 Skizentren machen das Massiv zum größten Skigebiet Griechenlands.

Wohlgesättigt fahren wir weiter gen Osten, zweigen aber bald nach Süden ab, um eine weitere Perle Griechenlands kennenzulernen, diesmal aus dem Mittelalter. Wir durchfahren Distomo(n), einen Ort, der durch ein Kriegsverbrechen im 2. Weltkrieg traurige Berühmtheit erlangt hat: das Massaker von Distomo, bei dem die SS alle 218 Bewohner ermordete. Wenige Kilometer weiter erwartet uns in einer stillen Landschaft voller Olivenbäume das Kloster Hosios Lukas („Seliger Lukas“), ge-

weiht nicht dem Evangelisten, das wäre Hagios (Ajios) Lukas („Heiliger Lukas“), sondern einem lokalen Eremiten des 10. Jh. Die Hauptkirche des Klosters ist eine Kreuzkuppelkirche des 11. Jh. mit herrlichen Mosaiken auf Goldgrund, für die Zeitgenossen ein Lehrbuch des Glaubens, für uns Heutige ein wahres Schatzhaus mittelbyzantinischer Kunst.

Während wir zurück zur Hauptstraße fahren, ergreife ich das Wort: Das Bergmassiv, das uns jetzt zu einem großen Umweg zwingt, ist der als Musenberg bekannte Helikon. An seinem Südrand lag Hesiods Heimatort Askra; seine genaue Lage ist unbekannt. Hesiod beginnt sein Epos „Theogonie“ („Göttergeburt“) mit seiner Weihe zum Dichter: Er habe, „seine Lämmer am Fuße des göttlichen Helikon weidend“, die olympischen Musen gesehen. „Sie inspirierten mich zu einem göttlichen Gesang, damit ich das Zukünftige und das Vergangene bekannt mache, und befahlen mir, das Ge-

schlecht der glückseligen Unsterblichen zu preisen.“

Unterdessen haben wir Phokis verlassen und befinden uns nun in Böötien (griechisch: Boiotia, heutige Aussprache: Viotia, lateinisch: Boeotia). Nach einiger Zeit erreichen wir die malerisch zwischen Gebirge und Ebene gelegene Hauptstadt Böotiens, Libadeia (Livadia). In der Antike hieß die Stadt Lebadeia und war berühmt für das Orakel des Trophonios, dessen seltsamen und schauerlichen Ritus Pausanias (9,39) beschreibt.

Die Ebene, an deren Rand wir uns weiterhin in östlicher Richtung bewegen, war in der Antike ein großer, seichter See, der Kopaïs hieß und vor 100 Jahren trockengelegt wurde. Und so erreichen wir schließlich Theben (Thebai, heute zumeist in der Einzahl: Theba, ausgesprochen Thiva), eine Stadt mit großer Vergangenheit, mythischer Schauplatz vieler dramatischer Ereignisse, die die griechischen Tragödiendichter inspirierten. Denken Sie nur an „König Ödipus“ und „Antigone“ von So-

phokles, die hier im „Siebentorigen Theben“, im Gegensatz zum „Hunderttorigen Theben“ Ägyptens, spielen und noch heute an den großen Bühnen der Welt aufgeführt werden.

Doch wir streifen Theben nur auf einer Umfahrungsstraße und fahren danach auf die Schnellstraße auf. Und ehe wir's uns versehen, erhebt sich vor uns das dicht bewaldete Bergmassiv des Parnes (Parnis, Parni-tha), der Böotien von Attika scheidet (und manchmal mit dem Parnass verwechselt wird). Und da fühle ich mich verpflichtet, zum Thema Attika und Athen einen kleinen Vortrag zu halten: Im Zusammenhang mit der grundlegenden Bedeutung Griechenlands für die Entstehung der europäischen Kultur spricht man gern vom griechischen Wunder. Mit einiger Berechtigung könnte man stattdessen vom athenischen Wunder sprechen. Die alten Griechen selbst nannten Athen „das Hellas von Hellas“ (z. B. Thukydides in einem Gedicht, Anthologia Graeca 7,45). War es doch die Stadt eines Sokrates, eines Platon und vieler anderer, de-

ren Bedeutung für die Geschichte der Zivilisation bis heute grundlegend ist. Dabei war Athen in dieser Hinsicht quasi ein Spätentwickler. Erst mit den Perserkriegen übernahm es die künstlerische und intellektuelle Führung innerhalb der griechischen Welt und erreichte darin im Perikleischen Zeitalter seinen unbestrittenen Zenit. Und wir wollen nicht vergessen, dass in Athen kurz vor Ausbruch der Perserkriege die damals revolutionäre Staatsform der Demokratia („Volksherrschaft“) entwickelt wurde. Der Staat Athen, griechisch gesprochen, die Polis Athen umfasste stets das ganze Land Attika. Die Beamten der Staatsführung wurden aus allen Ortschaften Attikas gewählt, der Rat setzte sich aus Bürgern, griechisch Politai, der ganzen Landschaft zusammen. Daran kann man leicht die Schwierigkeit erkennen, das Wort Polis, Mehrzahl Poleis, zu übersetzen. Es bedeutet Stadt und zugleich das von der Stadt politisch abhängige Land, egal, wie groß dieses ist. Der Staat Athen, also Attika, war ein relativ großer

Stadtstaat. Geographisch gesehen, bildet er ein großes Dreieck, das halbinselförmig in die Ägäis ragt. Trotzdem liegt Athen ebenso wie Rom nicht am Meer, was vor Piratenüberfällen einen gewissen Schutz bot. Ein Wort noch zum Namen Athen. Wir haben ihn so wie viele andere griechische Namen dem Lateinischen entlehnt. Dort heißt er Athenae nach dem altgriechischen Athenai. Dies ist ein Mehrzahlwort (deshalb im Englischen Athens) und wird heute in der Reinsprache ausgesprochen Athinä. In der Volkssprache verwendet man wie im Fall von Theben die Einzahl Athena (Athina).

Es dämmert schon, als wir Athen erreichen und unser Hotel beziehen. Es liegt an einer wahrhaft göttlichen Straße. Denn sie ist der Stadtgöttin Athena geweiht: Athinás (2. Fall). Und wir gehen heute Abend noch aus, bis zum nahegelegenen Monastiraki-Platz am Rand der Plaka, der an den märchenhaft beleuchteten Nordhang der Akropolis geduckten malerischen, orientalisch angehauchten

Altstadt. Hier speisen wir exzellent in einem volkstümlichen Restaurant und unternehmen danach noch einen kleinen Abendbummel rund um den Platz mit seinen 2 historischen Denkmälern: der türkischen Moschee und der mit korinthischen Säulen prächtig geschmückten Eingangsfront der römischen Hadriansbibliothek; hinzu kommt die 1895 eingeweihte Metrostation. Hier lockt das Shoppingvergnügen, z. B. in den zahlreichen Kunst- und Antikenläden. Der Monastiraki-Platz zählt zu den wichtigsten „shopping districts“ Athens, und viele Geschäfte sind bis 23 Uhr geöffnet.

11. April 1990.

Der Vormittag ist einem Wunder der Kunst geweiht: der Akropolis („Oberstadt“), einem Tafelberg mit schroffen Abhängen außer auf der Westseite. Und hier, am westlichen Rand des Gipfelplateaus, empfangen den Besucher die säulenreichen Propyläen (Propylaia, „Eingangstor“), ein prächtiger, wie ein dorischer Tempel gestalteter Torbau. Er gleicht einem

Hausherrn, der einen Gast mit ausgebreiteten Armen begrüßt. Denn ihm sind Seitenflügel angefügt, deren linker laut Pausanias (1,22,6ff.) die Pinakothek war, „ein Haus mit Gemälden“.

Während wir noch in den Propyläen stehen und staunen, dass die antike Prozessionsstraße im Inneren von schlanken ionischen Säulen gesäumt wird, leuchten uns von der höchsten Stelle des Gipfelplateaus bereits die dorischen Marmorsäulen des Parthenons (des „Jungfrauentempels“, nämlich der Jungfrau Athena, Athena Parthenos) entgegen. Und da staunen wir noch mehr. Denn natürlich kennen ihn schon alle aus Abbildungen. Aber wenn man ihn plötzlich so leibhaftig vor sich sieht, ist der Eindruck einfach überwältigend. Als Wesen des Parthenons, sage ich, während wir an seiner nördlichen Langseite vorbeipilgern, hat man stets die vollendete Harmonie des Ganzen betrachtet, die klare Proportionierung der einzelnen Glieder. Hier ist ein Bauwerk synthetisch in allen seinen Seiten durch eine ein-

zige Proportion erfasst, durch mathematische Bindungen auf einen harmonischen Akkord gestimmt. Wir wissen, ergänzt Paraskeví, dass die Architekten des Parthenons, Iktinos und Kallikrates, über ihn ein theoretisches Werk verfasst haben. Wäre es uns erhalten, wüssten wir Authentisches über die Absicht dieser für uns nur am Bau selbst ablesbaren Beziehungen, zugleich wohl auch über eine geradezu unglaubliche Eigenheit des Parthenons. Und auf diese macht sie uns aufmerksam, sobald wir an der nächstgelegenen Ecke des hohen Unterbaus und des dreistufigen Stylobats angelangt sind (der, wie der Name sagt, die Säulen trägt). Sie lässt uns die Stufen anvisieren. Und siehe da, die Stufen sind gewölbt. Ihre Mitte ist höher als die Ecken. 11 cm beträgt die Differenz an der Langseite, 6 cm an den Fronten. Damit aber nicht genug. Diese Krümmung setzt sich nach oben durch den gesamten Bau fort. Alle vertikalen Glieder und Flächen sind nach innen geneigt, die mit einer leichten Schwellung, griechisch Entasis („An-

spannung“) versehenen Säulen um 7 cm, die Ecksäulen sogar um 10 cm in diagonaler Richtung. Das Gebälk folgt der Neigung der Säulen, während sich das Geison, das vorspringende Kranzgesims, darüber leicht nach außen neigt. Nach innen neigen sich auch die Außenflächen der Cella-Längswände; nur ihre Innenseiten stehen senkrecht, sodass sich die Wände einseitig verjüngen. Diese mit unglaublicher Präzision und unermesslichem Arbeitsaufwand erreichten Feinheiten machen die sog. Kurvatur aus – ein Phänomen, das heutigen Ingenieuren, die die dazu erforderliche Exaktheit des Steinschnitts beurteilen können, stets unbegreiflich ist. In all diesen Kurven hat das plastische Wesen des griechischen Tempels seinen differenziertesten Ausdruck gefunden. Aus ihnen quillt die eigenständige, nur unbewusst erfassbare Lebendigkeit des Tempels. Dazu trug natürlich auch der Ornament-, Skulpturen- und Farbenschmuck bei.

„Farben?“, rufen mehrere meiner Leute überrascht aus.

Ich weiß, das steht in krassem Gegensatz zu den Erwartungen der meisten Menschen von griechischer Kunst, weil die Bemalung im Laufe der Jahrhunderte verblasst und nur mit wissenschaftlichen Methoden nachzuweisen ist. Ausnahmen sind extrem selten. Und das Vorherrschende war beim Tempel sicher der transparente Schmelz des Marmors. Stufen, Säulen, Wände, Architrave blieben unbemalt. Aber bestimmte Details, vor allem in der Dachzone, waren blau, rot oder golden getönt. Das Gleiche gilt für den Skulpturenschmuck. Und dieser war beim Parthenon nicht nur ungewöhnlich reich, sondern vor allem ungewöhnlich qualitätvoll, oder sagen wir einfach: ungewöhnlich schön. So wie der Parthenon der Höhepunkt der griechischen Architektur ist, sind seine Skulpturen der Höhepunkt der griechischen Bildhauerei. Jetzt suchen Sie natürlich vergeblich nach diesen Wundern der Plastik. Ja, sie erkennen einige

wenige Metopen mit fast vollplastischen Figuren über den Säulen. Aber die sind stark verstümmelt. Und falls Sie mich fragen: Wer hat sie denn so verstümmelt?, so muss ich antworten: Die Christen in ihrer moralischen Entrüstung über deren heroische Nacktheit. Im Ostgiebel werden wir eine ebenfalls verstümmelte Liegefigur und einen in seiner Wahrhaftigkeit fast lebendigen Pferdekopf sehen. Goethe nannte ihn „einen der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit“. Aber das sind nur Abgüsse von den Originalen. Was zum Großteil fehlt, ist der Figurenfries, der berühmte, schon in der Antike vielbewunderte Parthenonfries, der einst in einer Länge von fast 160 m am oberen Rand die gesamte Außenwand der Cella umzog, ein für einen Tempel einzigartiger Schmuck, offenbar nicht absichtlich verstümmelt, wohl weil die Figuren alle bekleidet sind. Er ist eines der berühmtesten Kunstwerke überhaupt und gilt als Höhepunkt der griechischen Reliefkunst. Aber nur ein kleiner Teil an der Westseite be-

findet sich noch am Tempel. Und wo ist der Rest, werden Sie jetzt fragen. Antwort: ein weiterer kleiner Teil nebenan im Akropolis-museum, der Großteil aber im Britischen Mu-seum. Und dort sind sie ein Besuchermagnet.

„In London?“, ruft eine Zuhörerin. „Wieso?“

Weil sie im Jahre 1801 ein gewisser Lord El-gin, damals britischer Botschafter im Osmani-schen Reich, herausbrechen ließ und nach London überführte, ebenso die schönsten und besterhaltenen Metopen und Giebelskulptu-ren. Diese Freveltat löste eine riesige Welle der Empörung aus. Auf Initiative der Kultur-ministerin Melina Mercouri bemüht sich die griechische Regierung seit 1983 um Rückfüh-
lung der Parthenon-skulpturen.

Und ich: Plutarch (1.-2. Jh.), bewundert in seiner Perikles-Biographie (13,1ff.) nicht nur die Schönheit der Bauwerke der Akropolis, sondern auch die Schnelligkeit, mit der man sie errichtete. Für den Parthenon wurde 447 der Grundstein gelegt, 438 konnte der Bau der Stadtgöttin übergeben werden, und 431 stand

er mit seinem ganzen Skulpturenschmuck fertig da. Die Errichtung der Propyläen dauerte laut Plutarch sogar nur 5 Jahre, von 437 bis 432. Ein Heer von Künstlern, Handwerkern, Fuhrleuten und Handlangern war da am Werk; Plutarch zählt sie alle auf. Die Athener haben für die Errichtung der Akropolisbauten große finanzielle Opfer gebracht. Die Gesamtkosten betrugen nach einer antiken Angabe 2012 Talente Gold, eine unerhört hohe Summe für eine griechische Polis, die von ihren Bürgern keine direkten Steuern erhob. Perikles nutzte die Machtstellung Athens im attisch-delischen Seebund aus, um seine Baupläne auszuführen: Ein Teil der Kosten wurden dem Bundesschatz entnommen, den man 454 von Delos auf die Akropolis überführt hatte, wofür Perikles von der Opposition in den Volksversammlungen heftig angefeindet wurde. Die Gesamtleitung der Arbeiten hatte, wieder laut Plutarch, Pheidias (Phidias). Er schuf auch die goldene, ca. 12 m hohe Kultstatue der Göttin; laut Pausanias (1,24,5) bestand sie

aus Gold und Elfenbein. Erhalten hat sich von ihr nichts. Aber es gibt Kopien aus römischer Zeit, natürlich in kleineren Dimensionen.

Nahe dem Nordrand des Plateaus erhebt sich das dritte große Bauwerk der Akropolis, das Erechtheion. Es war, sagt Paraskeví, zu gleichen Teilen der Athena und dem mythischen König Erechtheus geweiht. Es ist ein ionischer Tempel, zierlich, von absonderlicher Gestalt, mit einer verwirrenden Vielfalt an Bauformen. Er hat schon den theoretisierenden Architekten der Antike Rätsel aufgegeben. Aber seine Details zu betrachten ist ein großes Vergnügen. Sie haben unzähligen klassizistischen Gebäuden der römischen Epoche und der letzten 200 Jahre als Vorbild gedient. Ebenso häufig nachgeahmt wurde das wohl anmutigste Wunder des Erechtheions, die Koren- oder Karyatidenhalle, eine kleine Säulenhalle, in der die ionischen Säulen durch 6 hohe Mädchenstatuen aus Marmor ersetzt sind; nur der Faltenwurf ihres Gewandes erinnert noch an die Säulenkannelur. Kore bedeutet Mäd-

chen, und Karyatide bezeichnet ursprünglich eine Priesterin der Artemis in Karyai, einem Ort nahe Sparta mit berühmtem Artemistem-pel. Und schauen Sie doch, wie zwanglos sie da stehen, wie lebendig. Die Kunsthistoriker sprechen von Kontrapost. Er war kurz vorher von Polyklet eingeführt worden. Leider sind das, was Sie jetzt sehen, nur Abgüsse. Die Originale hat man, um sie vor weiteren Um-weltschäden zu schützen, ins Museum ver-frachtet. Nebenbei, eines der Originale befin-det sich – erraten – in London. Von besonde-rem Interesse sind die Bauabrechnungen, die sich in seltener Vollständigkeit erhalten ha-ben. In dem einzigen Jahr 408/407 wurden über 2600 Schriftzeilen in Marmortafeln ein-graviert und zur ewigen Rechenschaft aufge-stellt. Zunächst registrierte eine Kommission den Bestand des kriegsbedingt seit Jahren stillgelegten Baus. Jeder unfertige Quader ist mit seinen Maßen verzeichnet. In den nun folgenden Abrechnungen ist Name, Heima-tort, Arbeit und Lohn jedes einzelnen Hand-

workers notiert. Dabei bezogen alle, vom Architekten, der hier offenbar als Bauführer fungierte, über den Vergolder, den Zimmermann bis zum letzten Steinmetzen den gleichen Tagelohn von 1 Drachme. Aus den detaillierten Angaben ließen sich sogar die hölzernen Kassettendecken der Innenräume rekonstruieren. Sie waren reich vergoldet und mit plastischen Akanthusmotiven und Rosetten geschmückt.

Aber betrachten Sie doch auch die atemberaubende Aussicht über das Häusermeer und den wie eine Insel aufragenden Berg Lykabettos (Lykavittos). Und am Horizont begrenzen 2 über 1000 m hohe Bergmassive den Blick: im Osten, der Stadt am nächsten, der Hymettos (Imittos) und schräg dahinter im Nordosten der Pentelikon, berühmt für seinen weißen Marmor. Aus ihm bestehen alle Bauten auf der Akropolis.

Nun wandern wir zurück zum Parthenon und gehen die Ostfront entlang bis zum nahen Südabhang der Akropolis, um die Aussicht auf der anderen Seite bis zum Meer zu

bestaunen. Lohnend ist auch der Blick in die Tiefe. Denn an den Hang schmiegt sich das Dionysostheater, das älteste Theater der Welt, in dem die Tragödien von Aischylos, Sophokles und Euripides und die Komödien von Aristophanes uraufgeführt wurden. Allerdings, sagt Paraskeví, mussten die Zuschauer damals noch auf dem nackten Felsboden sitzen. Erst 410 v. Chr. wurden hölzerne Sitzreihen eingebaut, und diese wurden um 330 v. Chr. durch marmorne ersetzt. Damals wurden die Volksversammlungen wegen der perfekten Akustik hierher verlegt. Das Mittelalter hat das Theater als Steinbruch missbraucht.

Indem wir entlang dem Südabhang weiterwandern, entdecken wir ein weiteres Theater, diesmal ein römisches, erkennbar am hohen Bühnengebäude. Es ist das Odeion des Herodes Atticus (2. Jh.). Es diente für Theateraufführungen und musikalische Darbietungen; daher sein Name Odeion, von Ode „Gesang“.

„Herodes“, ruft ein Herr. „Hat der was zu tun mit dem König Herodes?“

Nein, erwidere ich. Herodes ist ein häufiger griechischer Name.

Ehe wir auf unserem Rückweg wieder die Propyläen betreten, bittet uns Paraskeví, noch einmal zurückzublicken. Pausanias, sagt sie, erwähnt noch viele Bauwerke und Weihgeschenke, mit denen die Akropolis dicht besetzt war. Und sobald wir die Propyläen durchschritten haben, zeigt sie auf die hohe Bastion, die zu unserer Linken vorspringt und ein allerliebstes ionisches Marmortempelchen trägt. Die Bastion, sagt sie, gehört zur mykenischen Königsburg, die im 2. Jt. v. Chr. die Akropolis krönte. Im 5. Jh. v. Chr. wurde sie mit einer sauberen Quadermauer ummantelt, um Platz für einen Tempel der Athena Nike („Sieg“), also Athena als Siegesgöttin, zu schaffen. Unter der Türkenherrschaft diente die Akropolis als Festung. Als sie 1834 endlich von Truppen und Geschützen geräumt wurde, waren die Propyläen durch eine Pulverexplosion eingestürzt und der Niketempel völlig verschwunden. 2 Architekten, deren klassizis-

tische Bauten das Gesicht des modernen Athen geprägt haben, Eduard Schaubert und Christian Hansen, legten 1835 den Stufenbau des Tempels unter einer türkischen Bastion frei und entdeckten darin auch die meisten seiner Bauglieder. So konnten sie den Tempel zum zweiten Mal erbauen. Nichts bezeichnet das Wesen dieser Architektur deutlicher, als dass sich bei einem solchen Zusammensetzen jeder Stein nur an einem einzigen, seinem originalen Platz richtig einfügt, erkennbar selbst bei den Wandquadern an feinsten Abweichungen der Form durch Wandverjüngung, durch Fugenverteilung und durch die in den Marmor eingelassenen Bronzeklammern, die die Quader verbanden.

Und ich: Die Akropolis blieb so, wie sie unter Perikles aufgebaut worden war, 1000 Jahre lang der Ruhm Athens und machte es sogleich zur Touristenattraktion. Aber dann kam das Christentum. Parthenon und Erechtheion wurden in Kirchen umgewandelt. Dadurch wurde zwar das Innere neu ausgestattet. Aber

die Bausubstanz blieb im Wesentlichen unversehrt. Und wieder fast 1000 Jahre später kamen die Türken, und der Parthenon wurde in eine Moschee umgewandelt und mit einem Minarett versehen; das Erechtheion wurde zu einem Harem umfunktioniert. Und wieder blieb die Bausubstanz im Wesentlichen unversehrt. Aber dann kamen die Türken auf die absonderliche Idee, in der Moschee namens Parthenon ein Pulvermagazin einzurichten. 1687 geschah die Katastrophe. Da wurde die türkische Festung namens Akropolis von den Venezianern belagert und beschossen, und eine Granate brachte besagtes Pulvermagazin zur Explosion, und unter ihrer Wucht wurde der Parthenon in der Mitte auseinander gerissen. Von der Freveltat des Lord Elgin hat Paraskeví ja schon berichtet. Aber die größte Katastrophe ist das, was im 20. Jh. passiert ist und weiterhin passiert. Dem Industriezeitalter blieb es vorbehalten, in wenigen Jahrzehnten mehr zu zerstören als die Jahrtausende davor. Die Abgase der Industrie, des motorisierten

Verkehrs und der Haushalte haben dazu geführt, dass der pentelische Marmor sich allmählich in Gips verwandelt. Die Steinzersetzung hat ein beängstigendes Ausmaß erreicht und schreitet in alarmierendem Tempo fort. Dies ist übrigens Wasser auf den Mühlen derjenigen, die Lord Elgins Freveltat verteidigen. Denn den von ihm entführten Exponaten im Britischen Museum ist dieser Verfall erspart geblieben. Jetzt werden Sie sagen: Na, muss man halt restaurieren. Und es wird ja ständig restauriert. Nur, die Restauratoren der Vergangenheit haben vieles nur noch verschlimmert. Die Schäden früherer Restaurierungen zeigen sich, wohin man schaut. So frisst die Zivilisation des Industriealters ihr kulturelles Erbe.

Betroffen, zugleich hochgestimmt durch das soeben Erlebte, steigen wir ab. Vor einem auffallenden nackten Felsklotz, auf den eingehauene Stufen führen, macht Paraskeví halt und erklärt, dies sei der Areopag („Ares Hügel“), auf ihm habe der oberste Gerichtshof

getagt. Auch im heutigen Griechenland heißt der oberste Gerichtshof Areopag. Und sie zeigt auf eine moderne Bronzetafel mit dem Originaltext der berühmten Rede, die Paulus laut Apostelgeschichte (17,22ff.) hier gehalten hat. Letzteres ist freilich umstritten. Denn der Areopag als Gremium tagte seit der klassischen Epoche nicht mehr auf dem Felsen, sondern in der sog. Königshalle, Basileios Stoa, in der nahegelegenen Agora, die wir uns als Nächstes ansehen wollen.

Also: die Agora, das Zentrum des öffentlichen Lebens des antiken Athen. Hier verkündete Paulus den neuen Glauben, bis ihn einige Philosophen, die ihn für einen Schwätzer hielten, vor den Areopag führten und sich seine Lehre genauer erklären ließen, worauf er die vorhin erwähnte Rede hielt. Heute ist die Agora ein ausgedehntes Ausgrabungsgelände voller verwirrender Ruinen aus unterschiedlichen Epochen, und Paraskeví tut ihr Bestes, um uns Aussehen und Zweck der wichtigsten Bauwerke zu schildern. Vollständig sind nur 2

Gebäude: die zweistöckige Stoa des Attalos (2. Jh. v. Chr.), von den Amerikanern als Museum wiederaufgebaut, und der dorische Tempel des Hephaistos. Er wurde gleichzeitig mit dem Parthenon erbaut und ist der besterhaltene Tempel ganz Griechenlands. Er diente nämlich in byzantinischer Zeit als Kirche, aber nie als Magazin für Schießpulver. Doch auch seine Skulpturen sind stark verstümmelt. Die Qualität der Steinmetzarbeit steht hinter der des Parthenons nicht zurück. Entasis und Kurvaturen sind auch bei ihm festzustellen.

Nahe dem Hephaistostempel geht ein großes Aufatmen durch die Reihen. Denn siehe da, hier, auf dem Apostel-Paulus-Boulevard, wartet Hansi mit dem Bus auf die müden Krieger und erlaubt es ihnen, die weiteren Besichtigungen bequem im Sitzen zu absolvieren. Und da wir bald in die heillos verstopfte Hermes-Straße einbiegen, können wir ausgiebig die hübsch begrünten Anlagen des antiken Kerameikos-Friedhofs bewundern. Er lag, sagt Paraskeví, unmittelbar vor 2 Stadttoren,

dem Dipylon („Doppeltor“) und dem Heiligen Tor, also schon außerhalb der Stadt. Benannt ist er nach dem angrenzenden Viertel der Töpfer, griechisch Kerameis.

Die Straße, in die wir nach dem Kerameikos einbiegen, heißt Piräus-Straße und leitet uns in Athens antike und moderne Hafenstadt. Der Name Piräus (Piraeus), sage ich, ist eine Vereinfachung der Römer aus Piraeus, griechisch Peiraieus (Pireefs). Die Volkssprache nennt die Stadt Pireas. Sie besteht aus einer Halbinsel, und zu beiden Seiten befinden sich wunderbare Naturhäfen, auf der einen Seite der ungewöhnlich tiefe und dadurch umso sicherere Haupthafen, auf der anderen 2 kleine, fast kreisförmige und dadurch ebenso sichere Häfen, Zea oder Pasalimani („Paschahafen“; das Griechische kennt nicht den Laut SCH) und Munychia oder Mikrolimano. Heute dienen sie als Jachthäfen. Hier reiht sich eine nette Taverne an die andere. Und da unsere Krieger mittlerweile nicht nur müde,

sondern auch hungrig sind, machen wir hier Mittagspause.

Am Nachmittag beglückt uns Hansi mit einem geruhsamen Ausflug entlang der landschaftlich reizvollen Südwestküste Attikas, die man neuerdings Apollonküste oder auch Attische Riviera nennt. Wie reizvoll sie ist, wissen auch die Baulöwen, die sie neuerdings mit Hotels, Villen und Feriensiedlungen zupflastern. Schließlich erreichen wir das hochgelegene Kap Sunion mit seinem berühmten dorischen Tempel zu Ehren des Meeresgottes Poseidon, errichtet zur selben Zeit wie der Parthenon, um den ebenfalls von den Persern zerstörten Vorgängerbau zu ersetzen. Den Besucher erfreuen fast alle blendend weißen Marmorsäulen der Peristasis, des Säulenumgangs. Einige stehen seit alters aufrecht, andere sind wiederaufgerichtet. Noch etwas erfreut den Besucher, jetzt im Frühling: der so betörend duftende Ginsterblütenteppich, der weithin die Landschaft bedeckt. Und dazu passend, liest uns Paraskeví das Gedicht

„Über den Stechginster“ von Giorgos Seferis vor; er wurde 1963 als erster Griech mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet: „Schön war Sunion an jenem Tag von Mariä Verkündigung / erneut mit dem Frühling./ Wenige grüne Blätter ringsum auf den verrosteten Steinen / Rote Erde und der Stechginster. Er zeigte seine großen Stacheln, bereit, / und seine gelben Blüten. / Weit dahinter die archaischen Säulen, Saiten einer Harfe, die noch klingen.“

Das Abendessen wird heute spät. Am Kap Sunion erleben wir nämlich einen unvergesslichen Sonnenuntergang.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com